

**Tanja Stern**

## **Herzchen '88**

### **Gedanken zu einer Tschechow-Erzählung**

Über Frauenprobleme wollte ich niemals schreiben. Ich mag sie nicht, die vielen literarischen Loblieder auf den weiblichen Mut, die weibliche Sensibilität, die weibliche Selbstverwirklichung. Die meisten Papierfrauen sind moderne Geschöpfe, die Aktivität mit Charme vereinen und Selbstbewusstsein mit viel Gefühl und die über ein festes und nun schon recht abgenutztes Arsenal von modernen Problemen verfügen: Vielleicht müssen sie sich unter Schmerzen von geliebten Männern trennen, die ihren Ansprüchen nicht mehr genügen, oder sie raufen sich, wiederum unter Schmerzen, mit geliebten Männern zusammen, die ihren Ansprüchen noch nicht genügen. Sie werden von Ehemännern verlassen oder gleich von mehreren Partnern umworben. Sie ziehen Kinder groß oder treiben welche ab. Sie setzen sich auf ihren Arbeitsplätzen mühsam gegen eine übermächtige und zurückgebliebene Männerwelt durch, oder aber sie werden beruflich selbst den höchsten Anforderungen gerecht, während ihr Privatleben unerfüllt bleibt. Manchmal zerbrechen sie an ihren weiblichen Lasten, aber meistens werden sie am Ende damit fertig, sie wachsen und reifen und entwickeln sich, wenn auch bisweilen unter tragischen Opfern.

Ich war sicher, dass ich für meine Person keine solche Geschichte aus der Feder bringen könnte. Und nicht allein mein Oppositionsgeist würde mich, so glaubte ich, davor bewahren, mit diesem breiten, attraktiven Strom zu schwimmen, sondern auch und vor allem die Tatsache, dass mir der ganze Streit um die Geschlechterfrage, all das Gerede über Feminismus, weibliches Gefühlsleben und Frauenemanzipation im Grunde fern und gleichgültig ist. Natürlich gibt es auch für mich Momente der Wut über männlichen Chauvinismus. Doch ich habe mich immer davor gehütet, allzu hellhörig in diesem Punkt zu sein. Wenn männliche Vorgesetzte mich abservierten, männliche Geliebte mich nicht wollten, männliche Kraftprotze mich beleidigten, dann suchte ich die Gründe in den jeweiligen Umständen, nicht in meinem und

in ihrem Geschlecht. Wie albern, hinter jeder menschlichen Gemeinheit eine männliche Diskriminierung zu wittern! Wo die Frauen so viel Wirbel um sich machen, da müssen einem doch die Männer fairerweise fast schon wieder leid tun. Ich wollte nicht zu den schreibenden Frauen zählen, die von allen Seiten und ohne Ende das Spezifisch-Weibliche bespiegeln. Ich hielt es nicht für so bemerkenswert, dass ich als Mädchen auf die Welt gekommen war. Ich fand es wichtiger, ein Mensch, als eine Frau zu sein.

So dachte ich. Und nun beschäftigt mich zu meinem eigenen Erstaunen eine Geschichte, deren Hauptfigur nur weiblichen Geschlechts sein kann. Allerdings wird darin ein gründlich anderes Frauenbild entworfen...

Die *Herzchen*-Erzählung gehört zu den bekanntesten Arbeiten ihres Autors und findet sich unweigerlich in jeder Tschechow-Anthologie. Ihre Heldin, das Herzchen also, ist eine Opportunistin der Liebe, ein williges Gefäß für jede Meinung und Lebenshaltung, die ein geliebter Mann ihr zuträgt. Sie lernt den Theaterunternehmer Kukin kennen, einen hageren, ewig verzweifelten Menschen, der sich so lange bei ihr über das elende Wetter, die Gleichgültigkeit des Publikums und seine schrecklichen Verluste beklagt, bis sie sich rettungslos in ihn verliebt. Bald wird sie seine Frau und damit zugleich eine glühende Verehrerin des Theaters. Sie zahlt Gagen aus, mischt sich auf Proben ein und weint, wenn die Zeitungen Verrisse schreiben. „Morgen geben Wanetschka und ich *Orpheus in der Unterwelt*“, sagt sie zu ihren Bekannten, „kommen Sie doch hin.“ Und abends reibt sie ihren jammernden Gatten mit Kölnischwasser ein, wobei sie zärtlich sagt: „Was bist du doch für ein lieber Mann!“

Dieses Idyll zwischen Bett und Kulisse dauert an, bis Kukin urplötzlich stirbt. Natürlich ist die Witwe untröstlich, doch nach einiger Zeit lernt sie Pustowalow kennen, einen frommen und würdevollen Holzverwalter. Seine gottesfürchtigen Reden tun es ihr an, sie gewinnt ihn lieb, sie wird seine Frau, und es ergreift sie eine gewaltige Leidenschaft für das Holz. Tagsüber sitzt sie im Büro ihres Mannes, schreibt Rechnungen, bewirbt die Kunden mit Tee und schüttelt den Kopf über die hohen Tarife. Nachts träumt sie von riesigen Holzbretterbergen. Da ihr Mann keinerlei Zerstreungen liebt, bleibt auch sie an den Feiertagen zu Hause. „Wassetschka und ich, wir haben keine Zeit, ins Theater zu gehen“, sagt sie in dem würdevollen Ton ihres Gatten, „wir kennen nur die Arbeit, für Larifari haben wir nichts übrig.“

Nach sechsjähriger, vollkommen harmonischer Ehe erliegt Pustowalow einer Erkältung. Herzchen zieht sich trauernd in ihr Haus zurück; doch es kommt der Tag, da vernimmt man aus ihrem Munde sehr bestimmte Gedanken über die

Bekämpfung der Rinderpest und Perlsucht... Aha! Und die Nachbarn folgern sehr richtig: Sie hat ein Verhältnis mit dem Veterinär, einem unglücklich verheirateten Mann, der bei ihr im Nebengebäude wohnt.

Auch diese Romanze geht rasch zu Ende. Der Veterinär wird versetzt, und Herzchen, die nun schon eine ältere Frau ist, lernt keine neue Liebe mehr kennen. Eine schreckliche Zeit bricht an: „Sie sah die Dinge um sich herum und verstand auch, was um sie vorging, doch sie konnte sich darüber keine Meinung bilden und wusste nicht, worüber sie sprechen sollte.“ Endlich, nach Jahren der geistigen Leere, findet sie in Saschka, dem kleinen Sohn des wieder heimgekehrten Veterinärs, einen Menschen, für den sie sorgen kann. Sie weckt ihn früh und bringt ihn abends zu Bett, sie hilft ihm bei den Schularbeiten, sie erträumt für ihn eine glorreiche Zukunft, und auf dem Markt erzählt sie strahlenden Gesichtes: „Tüchtig müssen sie jetzt in den Gymnasien lernen...“ Mit der Beschreibung dieses letzten, tiefsten, wenn auch immer wieder gefährdeten Glückes endet, etwas abrupt, die Erzählung.

Diese Fabel, die doch von geradezu agitatorischer Klarheit ist, wurde seltsamerweise von der zeitgenössischen Kritik nicht selten missverstanden. Man mochte die Gestalt des Herzchen, man fand sie gelobt, nicht aufgespießt. Besonders bekannt und aufschlussreich ist dazu das Urteil von Lew Tolstoj, der diese Erzählung überaus schätzte: „Das ist einfach eine Perle! Wie fein die ganze Eigenart der weiblichen Liebe erfasst und dargestellt ist!“ Darauf will ich mich im Folgenden berufen; ich erwähne hier nur noch kurz einen Brief der Tatjana Tolstaja an Tschechow zu eben diesem Gegenstand. „Ich bewundere es immer“, schreibt die junge Frau, „wenn Schriftsteller, Männer also, sich so gut auskennen im Seelenleben einer Frau... In Herzchen erkenne ich mich in einer Weise wieder, dass ich mich fast schäme.“ Die älteste Tochter Tolstois fungiert hier, wie überhaupt in ihren Kunsturteilen, getreulich als das Herzchen für ihren großen Vater, und sie weiß das auch und schämt sich dessen nicht – obwohl sie kokett erklärt, sie schäme sich fast.

Das *Nachwort zu Tschechows Erzählung „Herzchen“* schrieb Tolstoj im Jahre 1905 für den Sammelband „Lesezirkel“. Da der Text vergleichsweise unbekannt ist, will ich etwas ausführlicher daraus zitieren: „Ich glaube, als der Verfasser seine Erzählung *Herzchen* schrieb, hatte er, verstandesmäßig, nicht gefühlsmäßig, die unklare Vorstellung von der modernen Frau, von der gleichberechtigten, gebildeten, gelehrten, selbstständigen, nicht schlechter, sondern eher besser als der Mann zum Nutzen der Gesellschaft arbeitenden Frau, die

die Frauenfrage aufgeworfen hat und verfiel, und als der Verfasser das *Herzchen* begann, wollte er zeigen, wie die Frau nicht sein soll.“ Das Missverständnis also ist viel komplizierter; nicht Tolstoi hat die *Herzchen*-Figur verkannt, sondern seiner Meinung nach der Autor. „Lächerlich ist schon Kukins Name, lächerlich sogar seine Krankheit und das Telegramm, das seinen Tod meldet, lächerlich der Holzhändler mit seinem gewichtigen Wesen, lächerlich der Veterinär und lächerlich auch der Junge, nicht lächerlich aber, sondern heilig und bewunderungswürdig ist Herzchens Seele mit ihrer Fähigkeit, sich dem, den sie liebt, mit ihrem ganzen Wesen hinzugeben.“ Denn: „Liebe bleibt heilig, mag ihr Gegenstand nun ein Kukin sein oder ein Spinoza, ein Pascal oder ein Schiller und mögen die Gegenstände der Liebe nun so schnell wechseln wie bei Herzchen oder fürs ganze Leben sein!“

Diese Liebe aber sei die Stärke und die natürliche Bestimmung der Frau, und darum könne die „lächerliche und unguete Tätigkeit der in Mode gekommenen Frauenbewegung“ am Ende für keinen etwas Nützliches bewirken. „Ohne Ärztinnen, ohne Telegrafistinnen, ohne Advokatinnen, Wissenschaftlerinnen und Schriftstellerinnen könnten wir auskommen, aber ohne die Mütter, die Helferinnen, die Freundinnen und Trösterinnen, die im Mann all das lieben, was das Beste in ihm ist, und dieses Beste durch unmerkliche Beeinflussung in ihm wecken und pflegen, ohne solche Frauen wäre schlecht leben auf der Welt.“ Und genau das habe Tschechow – unbewusst natürlich – mit seiner „wunderschönen“ Erzählung bewiesen: „Wie Bileam wollte er fluchen, aber der Gott der Dichtung hat es ihm verwehrt und ihn segnen geheißen, und er hat gesegnet und dieses liebe Wesen wider seinen Willen in ein so wundervolles Licht getaucht, dass es für immer ein Beispiel dafür sein wird, was eine Frau sein kann, wenn sie selbst glücklich werden und die, mit denen das Schicksal sie zusammenführt, glücklich machen will.“

Nun kommt es mir durchaus nicht darauf an, Tolstois reaktionäre Haltung in der Frauenfrage anzuprangern, und schon gar nicht darauf, Tolstoi und Tschechow gegeneinander auszuspielen – ich will gleich zugeben, dass ich Tolstoi nicht mag, Tschechow dagegen sehr verehere. Was mich an dieser Stelle einzig interessiert, ist die „ganze Eigenart der weiblichen Liebe“, wie sie von beiden Texten reflektiert wird.

Ich meine, man kann es sich tatsächlich nicht leisten, die *Herzchen* zu verspotten und zu verachten. Was immer man gegen sie vorbringen mag, sie sind auf dem sichersten Wege zum Glück. Tolstoi sagte voraus, dass Tschechows Heldin „für immer ein Beispiel dafür sein wird, was eine Frau sein kann, wenn sie

selbst glücklich werden und die, mit denen das Schicksal sie zusammenführt, glücklich machen will“, und er behielt auf eine gewisse unbehagliche Weise recht. Glücklich werden und glücklich machen, das will doch wohl jede von uns; aber wer weiß auch nur eine Frau, der das so vollkommen gelingt wie unserem Herzchen? Wird Herzchen unterjocht? Wird sie manipuliert? Führt sie ein unaufrichtiges Leben? Gibt es in ihrer Geschichte auch nur einen Punkt, wo sie sich verleugnet oder verstellt oder einem fremden Einfluss beugt? Keineswegs – das kann nur jemand denken, der sehr oberflächlich ist oder allzu festgelegt. Herzchens Männer haben es überhaupt nicht nötig, die Frau durch Druck oder Agitation bewusst auf ihre Seite zu ziehen. Allein die Liebe in ihr verwandelt Zwang in Freiheit, Manipuliertheit in Überzeugung, Heuchelei in Aufrichtigkeit; und darin liegt das ganze Geheimnis des Glücks. Aus dem Gefängnis ausbrechen ist nicht die Lösung, auch nicht, das Gefängnis geduldig ertragen. Die Lösung ist: das Gefängnis gar nicht spüren. Ob wir an unserer Wesensart unter Widerständen festhalten oder ob wir sie zähneknirschend verleugnen, ein schwieriges Leben ist uns sicher. Besitzen wir jedoch die Fähigkeit, ganz im Wesen eines anderen Menschen aufzugehen, so haben wir eine gute Chance auf Harmonie.

Ich glaube nicht, dass Tschechow das Herzchen verachtete – er verachtete so leicht niemanden, darin, unter anderem, besteht seine Größe. Aber er schätzte ihre Liebe gering. „Sie war die Frau eines Schauspielers“, notierte er in Vorarbeit für die Erzählung, „sie liebte das Theater, die Schriftsteller, schien ganz in der Sache ihres Mannes aufzugehen, und alle wunderten sich, dass er sich so glücklich verheiratet hatte; aber dann starb er; sie heiratete einen Konditor, und es stellte sich heraus, dass sie nichts lieber tat als Konfitüren kochen, und das Theater verachtete sie bereits, weil sie religiös war, sie ahmte darin ihren zweiten Mann nach.“

Es stellte sich heraus – das ist wie das Zerplatzen einer Seifenblase. Die Hingabe der Frau wird mit einem Schlag entwertet, ihre neue Liebe verrät die alte, die Illusion zerrinnt, die Wahrheit ist bitter. Und so sehen wir den Fall doch auch, nicht wahr? Da muss man doch keine Emanze sein, um sich über die Herzchen zu ärgern. Da denken wir doch höher von der Liebe, der einmaligen, überwältigenden Liebe, die Berge versetzt und Hindernisse stürmt. Wie gerne hören wir die großen Geschichten: von den Liebenden, die gemeinsam in den Tod gehen, von der Frau, die den Einen nicht vergessen kann, von dem Mann, der Gesetze bricht aus Leidenschaft. Und dann kommt solch ein Herzchen daher, für das die Himmelsmacht Liebe weiter nichts ist als ein simpler Umwelteinfluss, der es bald hier hin, bald dort hin wirft? Allein der Gedanke ist

schmählich und erbitternd! Wir Frauen wissen genau, was wir wollen, wir lieben kraftvoll und gleichberechtigt, wir weisen jede Ähnlichkeit mit einem Herzchen weit, weit von uns, und die meisten Männer, davon bin ich überzeugt, würden auf Anfrage entrüstet erklären, dass sie für sich kein Herzchen wollen, kein Dummchen, das sich wie Efeu an ihnen hoch rankt, sondern eine starke, streitbare Persönlichkeit.

Ach ja, der Ruf nach der starken, streitbaren Persönlichkeit wird in der Theorie auffallend oft erhoben. So viele Bücher handeln von Helden, die „überall anecken“, „das Maul aufreißen“, „es sich und den andern nicht leicht machen“ und „das Gegebene nicht einfach so hinnehmen. Wie verlogen und bequem ist dieser literarische Kult um die ehrlichen, unbequemen Helden, und wie übel ergeht es dem, der in der Praxis darauf hereinfällt! Die Rolle des sich quer stellenden Einzelgängers ist kein bisschen attraktiv, sie ist nur kläglich und lächerlich. Probiert sie aus, und ihr werdet sehen, dass niemand eure Heldentaten braucht. Ihr werdet nicht den Schlendrian stören, sondern das ganz normale Getriebe. Ihr werdet nicht kühn und wirkungsvoll handeln, sondern unmöglich und indiskutabel. Nicht Hochachtung, Kopfschütteln werdet ihr ernten – nicht einen werdet ihr finden, der euch unterstützt. „Mit dem kann man nicht arbeiten“, wird es heißen; und: „Mit der kann man nicht leben“, sagt ein Mann, wenn eine Frau ihm unbequem wird – womit ich wieder beim Thema wäre. Natürlich sehnen sich die Männer nach selbstbewussten Partnerinnen – so aufrichtig, wie sich die Gesellschaft nach aneckenden Rebellen sehnt – doch die selbstbewussten Frauen, die sie kannten, waren zufällig immer nur zänkische Weiber, die sie gar nicht richtig lieb haben konnten, und allmählich erkennen sie, aufatmend, seufzend, dass die Fähigkeit, sich anzupassen, im Zusammenleben wichtiger ist als Anspruch, Selbstbewusstsein und Niveau.

Nun wird man mir vielleicht entgegen halten, dass diese Eigenschaft – die Fähigkeit, sich anzupassen – im Fall Herzchen derart satirisch-extrem ist, dass man sie überhaupt nicht als Maßstab für das Verhalten der Allgemeinheit heranziehen kann. Aber was ist hier eigentlich so extrem? Doch nicht Herzchens Charakter, sondern einfach ihr Schicksal, die Wechselfälle ihres Lebens. Nur weil die äußeren Umstände sie nötigen, mehrere Male neu anzufangen, kann die „ganze Eigenart“ ihrer Liebe überhaupt ins Auge springen. Wäre Kukin, ihr Erster, am Leben geblieben, so hätte sie sich ohne Ende als Theaterenthusiastin gefühlt, und kein Mensch wäre je dahinter gekommen, welche Bewandnis es mit ihr hat. Wie aber hält man sie auseinander, die ursprünglichen Gefühle

und die aus zweiter Hand, die Herzchen und die selbstständigen Frauen, da doch die Ehemänner in der Regel weitaus länger leben als Kugin? Tagtäglich beobachtet man Verwandlungen aus Liebe, und durchaus nicht nur an sanften, einfältigen Frauen.

Da trifft man etwa eine junge Studentin, aufgeweckt, gebildet, stolz und schön. Sie jagt in den Buchhandlungen nach Knüllern, sie lässt sich keine Kunstausstellung entgehen. Aber eines Abends findet man sie an der Seite eines rotwangigen Biertrinkers vor einem Fernseher wieder; es läuft ein Fußballspiel, das sie in höchster Aufregung verfolgt, und die Leidenschaft, mit der sie jetzt „Elfmeter!“ brüllt, hat sie früher für kein Buch oder Bild je aufgebracht. Eine Andere kennt man als träge. Man weiß, dass sie am Wochenende ausgiebig schläft und ihre Urlaube gern an Stränden verbringt, wohlig in der Sonne hingestreckt und jede unnütze Bewegung scheuend. Doch in diesem Sommer kraxelt sie plötzlich in der Sächsischen Schweiz umher, verbissen und voller Enthusiasmus – sie ist an einen Bergsteiger geraten. Oder, um auch noch einen Fall von „Niveaustieg“ durch Liebe zu nennen: Man denke sich ein niedliches Diskomädchen, das mit andächtigen, dick bemalten Augen über einem Band Hesse brütet, um den geistigen Horizont des klugen Freundes zu erreichen.

Welche Frau hat dergleichen nicht wieder und wieder an ihren Freundinnen oder an sich selbst erlebt? Das Herzchen, meine Lieben, steckt in uns allen, auch wenn wir es noch so sehr verfluchen. Auch wenn wir mittlerweile ohne Ärztinnen, ohne Telegrafistinnen, ohne Advokatinnen, Wissenschaftlerinnen und Schriftstellerinnen nirgendwo mehr auskommen könnten, es muss da etwas Urweibliches geben, gegen das nicht Fortschritt noch Vernunft uns helfen, eine Art innere patriarchalische Zuchtrute, einen unbewussten, überlieferten Gehorsam vor der Autorität des Stärkeren, einen Drang nach Anlehnung und Bezwungenwerden... Natürlich gibt es auch männliche Herzchen, die Ausnahmen, die Spiegelbilder von der Regel; aber Wendungen wie: Ich will jemandem gehören, mich ihm hingeben, ein Teil von ihm sein – sie sind lebendig, wenn sie auch altmodisch klingen, und haben heute wie damals eine weibliche Färbung.

In der Praxis fällt natürlich keinem ein, die Herzchen abstoßend zu finden oder auch nur über sie nachzudenken. Über das Normale denkt man erst nach, wenn irgendwer behauptet, es sei anormal. Ich kann zur Not noch davon ausgehen, dass die meisten Menschen Tolstois theoretische Ansichten über die Frauen nicht teilen; aber das eine Herzchen, das der Meister selber schuf, das

poetische, anmutige Geschöpf, das nacheinander mit gleicher Glut für drei verschiedene Männer entbrennt, um schließlich das vollkommene Eheglück bei dem zu finden, der als Einziger von ihnen die ganze Geschichte überlebt, dieses Herzchen hält man überall für eine der schönsten Gestalten der Weltliteratur: Natascha Rostowa in „Krieg und Frieden“. Und so nimmt man es im Alltag erst recht als gegeben und sogar als schön hin, dass der Zustand des Verliebtseins die Menschen verändert. Wohlgedenkt: die Menschen, auch die Männer. Und es spricht natürlich für die Frauen, wenn die sich vielleicht ein bisschen gründlicher verändern. Denn ist es nicht das Beste an der Liebe, dass man mit den Augen des Anderen sieht und die Interessen des Anderen teilt? Die Bergsteigerin und das Diskomädchen liefern den Autoren rührende Stoffe: Seht, wie die Liebe aktiviert und veredelt! Der Fall der fußballbegeisterten Studentin sieht sich aus der Perspektive eines Schlagertexters so an:

„Ich hab mich im Leben nie für Fußball interessiert,  
aber eines Nachts, da ist es passiert,  
da hat mich im Mondenschein ein junger Mann geküsst,  
und nun weiß ich, was ein Treffer ist.“

Das Ganze läuft unter „Macht der Liebe“, und wie Tolstoi so schön geschrieben? „Liebe bleibt heilig, mag ihr Gegenstand nun ein Kugin sein oder ein Spinoza, ein Pascal oder ein Schiller...“ Oder ein Fußballspieler.

Hier aber urteilt die heutige Gesellschaft denn doch ein kleines bisschen strenger. Erheben darf die Macht der Liebe; verderben, in den Dreck ziehen soll sie bitte nicht. Die junge Frau, die ihr Studium aufgibt, um Hausfrau und Mutter in einem Neubaublock zu werden, gilt als bedauernswert oder verächtlich, eben als Herzchen, um im Vokabular zu bleiben. Hätte aber dieselbe junge Frau einen angehenden Professor bekommen – und das wäre vielleicht geschehen, wenn nur ein einziger Abend in ihrem Leben anders verlaufen wäre –, so hätte sie mittelhochdeutsch gelernt, um ihm bei seinen Forschungen helfen zu können, und die Leute hätten sie eine „großartige Frau“ genannt.

Ist es vielleicht nur die niedere Ebene, die das Herzchen zum Herzchen macht? Ich könnte mir vorstellen, dass Tschechow den Fall zunächst in diesem Lichte gesehen hat. In der oben zitierten Sujetskizze finden wir Herzchens Geschichte als einen klaren geistigen Abstieg geplant: vom Theater zur Konfitüre. In der ausgeführten Erzählung jedoch befinden sich sämtliche Herzchen-Männer etwa auf dem gleichen Niveau eines leicht gehobenen Kleinbürgertums. Vermutlich

hat Tschechow beim Schreiben gemerkt, dass es überhaupt nicht darauf ankommt, ob die Heldin vom Theater zur Konfitüre wechselt oder von der Konfitüre zum Theater. Das Problem ist nicht der Wert oder Unwert eines Partners, nicht der Wert oder Unwert einer Beschäftigung – sowohl das Theater als auch der Holzhandel, die Tierheilkunde und die Kindererziehung sind ja durchaus nützliche und ehrenwerte Dinge –, das Problem ist einzig und allein die Verformbarkeit Herzchens in jeder Richtung. Selbst wenn sie sich in einen Anarchisten verliebt und mit ihm Bomben nach dem Zaren geworfen hätte, für Tschechow wäre sie ein Herzchen geblieben. Eine ideale Ehefrau. Eine treulose Opportunistin.

Opportunismus, ein vager Begriff. Wer wüsste dafür einen sicheren Maßstab? Opportunist ist, wer mit den Mächtigen geht; wer aber mit mir geht, wenn ich mächtig bin, der ist ein aufrechter, denkender Mensch. Opportunismus ist wie Spionage: ein Verbrechen, falls der Gegner den Nutzen davon hat, aber heldenhaft für die eigenen Zwecke. Begegne ich einem besonders strammen und prinzipienfesten Marxisten, so denke ich: Was wäre wohl aus dem geworden, wenn er zur Kaiserzeit das Licht der Welt erblickt hätte? Ein strammer und prinzipienfester Kaisertreuer? Oder doch ein Sozialdemokrat? Was ist es, das ihn mit dem Strom schwimmen heißt? Wie findet man heraus, ob er die Fähigkeit hat, wo nötig auch gegen den Strom zu schwimmen? Die Oppositionellen, die haben es leicht, die setzen einfach ihr Nein gegen die Mehrheit und die Macht. Das ist mutig, ist oft sogar schick und zeugt von eigenwilligem Denken. Was sich dagegen im Gehirn eines Opportunisten abspielt, dieses unterschwellige Zurechtbiegen von äußerem Erfordernis zu innerer Einsicht, das muss etwas ganz Dunkles, Kompliziertes sein.

Ich las einmal ein simples Armee-Gedicht, dessen Kehrreim lautete so: „...weil ich will, dass ich kann, was muss.“ Eine bemerkenswerte Zeile; fast schon eine Art Definition für den Opportunismus, den ich meine. Ja, gewiss, solche Leute wollen; der Haken ist nur, dass sie gleichzeitig müssen, dass ihr Wohlstand auf dem Spiel steht oder gar ihre Existenz. Man lebt sicherlich ruhiger, wenn man will, was man muss, wenn man liebt, was nun einmal an der Macht ist. Und für die Herzchen hängt alles Glück davon ab, dass sie hinter dem 'Ich will' das 'Ich muss' nicht sehen. Wenn die Fußballerfrau ihren Biertrinker bittet, auf das andere Fernsehprogramm zu schalten, weil da ein interessanter Film läuft, so gefährdet sie schon den ehelichen Frieden. Wenn die Bergsteigerin sich den Schweiß von der Stirn wischt und heimlich denkt: Ach wären wir doch lieber an die See gefahren, so hat sie das Frauenparadies schon verloren. Und das Diskomädchen, darf es seinem Freund gestehen, dass es eigentlich Courths-Mah-

ler lieber mag als Hesse? Mit solchen Lappalien fängt es doch an, das Unglück zwischen Mann und Frau. Hier gibt es nicht, wie unter Freunden, das lässige Akzeptieren des Anderen. Hier herrscht der nackte Despotismus, der Besitzanspruch in jeder, wirklich jeder Beziehung. Man ist „eins“ oder man ist entzweit; was dazwischen liegt, ist Qual. Die Liebe und der Alltag des Zusammenlebens schaffen mehr Tyrannen und Opportunisten als sämtliche politischen Kräfte der Welt. Die Tyrannen sind mitunter nett und ahnungslos, die Opportunisten besonders eifrig.

Aber sind wir nicht alle wie Gefäße, die von außen geformt und gefüllt werden? Unsere Ansichten prägen sich durch Zeitgeist und Milieu, durch Erziehung und Mode, durch Menschen, die unsere Wege kreuzen, durch religiöse und kulturelle Strömungen... Durch lauter Zufallsfaktoren also, für die wir selbst im Grunde nichts können; und dass sich die Ansichten der Frauen außerdem noch durch die Männer prägen, mit denen sie zusammen leben, dass die Liebe ihnen oft als geistige Krücke dienen muss, das spielt, in diesem Rahmen betrachtet, nun auch keine nennenswerte Rolle mehr.

Warum also habe ich das alles geschrieben? Ich müsste doch, wenn ich konsequent sein will, nun irgendein Fazit, einen Grundsatz proklamieren – etwa so: Achtung, Achtung, es gibt nur zwei Arten von Frauen; auf der einen Seite die Herzchen, auf der anderen die edle Schar all derer, die einsam oder schwierig oder kaputt oder geschieden oder sonst wie zwischenmenschlich leidend sind. Und hier die Botschaft an alle unglücklichen Frauen: Wenn es euch auch schlecht geht, ihr seid wissend und stark, ihr lasst das Herzchen nicht in euch hochkommen! Oder, an alle glücklichen Frauen: Ätsch, euer Glück beruht ja nur darauf, dass ihr schäbige kleine Herzchen seid!

Wie auch immer, diese Botschaft wäre verkehrt; sie wäre ein billiger, dem Neid entsprungener Trost für zu kurz gekommene Gemüter. Ich weiß, man kann keine Regeln aufstellen über ein Phänomen wie Liebe, das Millionen verschiedene Gesichter hat. Und selbst wenn ich mit einer Betrachtung wie dieser die Herzchen der Welt beeinflussen könnte – was natürlich ein Ding der Unmöglichkeit ist, denn wie sich niemand als Opportunist fühlt, so fühlt auch keine Frau sich so leicht als Herzchen –, ich würde es nicht erreichen wollen, dass sich Unzufriedenheit in ihren Köpfen, Streit in ihren Ehen, Hass in ihren Meinungen zeigte. Die gleichberechtigte Partnerschaft, was immer man darunter verstehen mag, ist nun mal nicht Jedermanns Sache, und wer daran mit Gewalt etwas ändern will, gleicht den Missionaren, die in alter Zeit den Wilden ihr Christentum andrehen wollten.

Ich beneide die Herzchen, aber eben nur so, wie man die unwissend Glücklichen beneidet, ohne dass man ernsthaft mit ihnen zu tauschen wünscht. Ich habe Hochachtung, staunende, schwärmerische, geradezu backfischhafte Hochachtung vor der Liebe, wo immer ich ihr begegne. Aber gleichzeitig halte ich Liebe auch für eine Form der menschlichen Erniedrigung, und es erfüllt mich mit Lachreiz und bitterer Auflehnung, dass eine Frau sich so ohne Weiteres in einen gehorsamen kleinen Dackel verwandeln kann. Ich mag die Stallwärme der Familie, und doch verbindet sich Familienglück, selbst wenn es wirklich welches ist, in meiner Vorstellung stets mit der Satttheit, der unbekümmerten Kritiklosigkeit und der Selbstmanipulierung des Tschechowschen Herzchen.